Abenteuer in der Kalahari-Wüste

Wie ein Mann drei Jahre in einer Erdsenke zubrachte. Von Louis P. Bowler. (Dem bekannten Afrikajäger)

Uns allen ist die Geschichte des Robinson Crusoe bekannt. Man kann es sich gut vorstellen, daß in jenen Tagen, als es nur wenige Schiffe gab und das Reisen sehr unsicher war, ein Mensch für einige Jahre mitten im Ozean verschollen blieb. Aber wer würde es wohl für möglich halten, das in jetziger Zeit ein Mann mehr als drei Jahre in einem Erdloch zubringen muß!

Als ich in der Kalahari-Wüste herumreiste, brachten mir zwei Hottentotten einen Mann, den sie halb tot vor Durst gefunden hatten.

Es war ein Deutscher mit Namen Erlanger. Schon seine ersten Worte weckten mein Interesse. „Ich war jahrelang in einer riesigen Versenkung gefangen", sagte er. Dann erzählte er mir sein ganzes Abenteuer.

„Ich reiste mit einem Buren namens Oosthuizen durch die Kalahari-Wüste und war schon einige Meilen ostwärts gekommen, als das Mißgeschick mich ereilte. Wir kamen in ein Tal und beschlossen dort zu übernachten. Der ausgetrocknete Boden zu unseren Füßen wies einige Schlammstellen auf, so daß wir hofften, auf Wasser zu stoßen. Bei Sonnenuntergang spannten wir aus und schoben den Wagen vielleicht zu nah an den Rand des Morastes. Wir schliefen jedoch ungestört die ganze Nacht. Am nächsten Morgen ging Oosthuizen fort, um einen Bock zu schießen. Ich wollte noch schlafen, da ich mich schlecht fühlte.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Ich wachte aber plötzlich mit dem Gefühl auf, daß ich fiel. Ich glaubte zu träumen und blieb ruhig liegen. Im nächsten Augenblick warf mich ein gewaltiger Stoß aus dem Bett, der Wagen kippte um, ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, lag ich unter Trümmern vergraben. Ich kroch heraus, sah mich um und entdeckte, daß ich in eine Erdsenkung von mehr als 160 Fuß Tiefe gestürzt war.

Im ersten Augenblick der Verwirrung konnte ich nichts unternehmen. Auf der Stirn hatte ich eine große Beule, ein Bein war verrenkt, doch zum Glück nichts gebrochen. Nach einiger Zeit stand ich auf und ging auf die Suche nach Oosthuizen und den beiden schwarzen Fuhrleuten. Aber ich konnte sie nicht finden. Erde und Steine stürzten noch von oben herunter, und plötzlich entdeckte ich einen dunklen Fleck, den ich nachher als einen menschlichen Körper erkannte, der auf einem Felsen in halber Höhe der Senke lag. Er bewegte sich nicht, er war wohl tot, und in diesem Augenblick erschien mir sein Schicksal beneidenswert.

Mein Rufen nützte nichts, kein Mensch erschien am Rand der Senke. Ich hatte große Schmerzen und verlor bald wieder die Besinnung. Als ich zu mir kam, wurde es schon dunkel. Ich verspürte Hunger und war sehr froh, als ich reichlich Nahrung auf dem Wagen fand. Mit einer Flasche Rum kroch ich unter das Zeltdach und schlief bis zum Sonnenaufgang.

Geier kreisten um den Platz, wo der Leichnam lag. Aber ich vergaß sogar diesen schrecklichen Anblick, als ich entdeckte, daß meine Höhle senkrechte Wände aus Sand- und Kalkstein hatte.

Ich machte mich dann auf, meinen Kerker weiter zu untersuchen, und fand bald den Leichnam des zweiten Fuhrmanns. Dann versuchte ich an den Wänden hoch zu klettern, doch nirgends war Halt zu finden. Ein mächtiger Wasserstrahl, der aus dem Felsen sprang, die Senke durchquerte und wieder verschwand, brachte mich auf den Gedanken, den Leichnam zu beseitigen. Ich konnte ihn ja nicht begraben und wollte auch nicht, daß die Geier herunterkamen, so zog ich ihn vorsichtig heran und warf ihn in die Flut.

Im Wagen fand ich ein Gewehr, Patronen, eine Axt, einen Bohrer und einen Hammer. Ich zerhackte den Wagen und baute mir eine kleine Hütte. Meine Lage war nicht so schrecklich, wie ich es mir zuerst gedacht hatte; Brennmaterial war vorhanden, Wasser würde mir auch nicht fehlen, und in den Trümmern fand ich Kochgeschirr und andere nützliche Gegenstände.

Die Zeit verging. Jeden Abend bei Sonnenuntergang schnitt ich eine Kerbe in die Wagenachse ein. Eines Morgens wachte ich von einem Krachen auf. Als ich aus meiner Hütte trat, erblickte ich sechs Hirsche, die in die Senke herabgestürzt waren. Einige hatten sich zu Tode gefallen. Den Verwundeten gab ich den Gnadenschuß. So hatte ich wieder Nahrung für eine lange Zeit. Dann fing ich an, die im Wasser auftauchenden Fische zu verzehren. Sehr oft stürzten noch Tiere in die Senke.

Zur Regenzeit mußte ich daran denken, mir einen anderen Unterschlupf zu suchen. Es gelang mir, eine unterirdische Kammer zu graben, wo es dann recht gemütlich war.

Während der ersten beiden Jahre meiner Gefangenschaft ersann ich viele Fluchtpläne, doch es gelang mir nicht, einen einzigen auszuführen. Ich versuchte, mit Hilfe des Bohrers und des Hammers Stufen in die Wand zu hauen. Wochenlang arbeitete ich daran, doch dann mußte ich es aufgeben, ich hatte keinen Halt für die Hände. Danach baute ich ein Floß und ließ mich darauf den Strom hinuntergleiten. Nach einer kurzen unterirdischen Fahrt kam ich in eine riesige Höhle, in der Smaragde von den Wänden glitzerten. Die Reise ging weiter; doch bald kam ich zu einer Felsenspalte, die für das Floß zu eng war. Auf meinem Rückweg entdeckte ich einen anderen Ausgang; als ich ihn verfolgte, kam ich in eine Höhle, die vor Licht flimmerte. Ich brach etwas von der Wand ab, es war weicher, rötlicher Felsen, wahrscheinlich Radiumerz.

Der Mißerfolg dieser Flußreise trieb mich wieder dazu, die Wände der Senke zu untersuchen. Mit Hilfe meiner Axt zerlegte ich den Wagen in zugespitzte Stangen, die ich in die Wand immer sechs Fuß von einander entfernt eintrieb. An diese Pflöcke befestigte ich Stricke aus den Häuten der Tiere, die zu mir hereingefallen waren, und dachte so eine Leiter die Wand herauf zu bilden. Als ich aber einen Kletterversuch machte, senkte sich die Leiter sehr stark. Ich beschloß nun, die Stricke stärker zu machen und Pflöcke nur drei Fuß von einander entfernt einzuschlagen. Einen Absturz aus der großen Höhe mußte ich auf jeden Fall vermeiden.

Man stelle sich nur die Eintönigkeit meines Lebens vor! Vor dem Wahnsinn rettete mich nur eine Bibel, die Oosthuizen gehört hatte. Ich las sie immer wieder durch.

In der Zwischenzeit wuchs meine Stufenleiter langsam. Erfolg wechselte mit Mißerfolg. Endlich kam der Tag, da ich die letzten Pflöcke sechs Fuß unterhalb des Randes einschlug. Ich stieg wieder herunter, holte mir mein Gewehr, Patronen und noch einiges. Als die Sonne aufging, war ich frei.

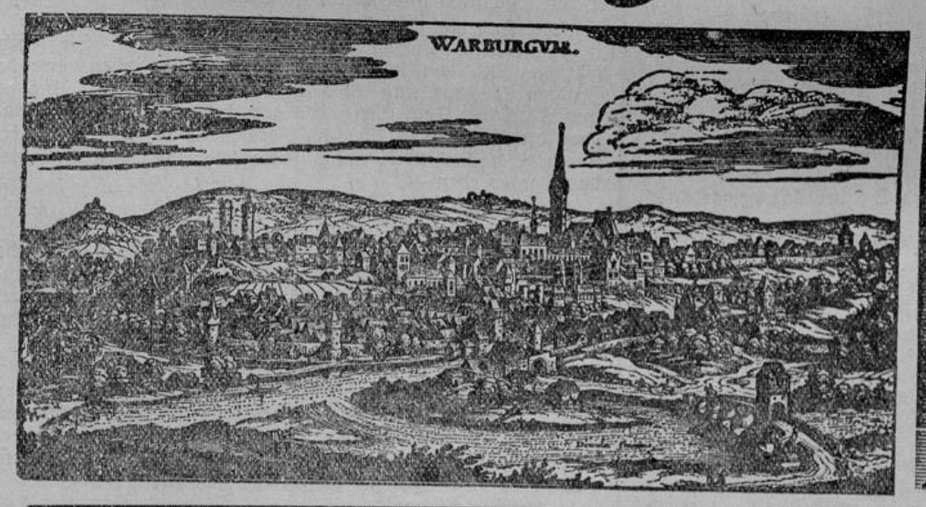
Terrier ist auf seinem Posten

Wer mit der Eisenbahn von Lübeck nach Bad Kleinen oder Rostock fährt, wird kurz vor dem Bahnhof Grevesmühlen unter den Stammgästen im Zuge eine gewisse Unruhe bemerken: Sie drängen sich ans Fenster, um an der Wärterbude vor dem Bahnhof einen guten Bekannten zu begrüßen. Es ist ein kleiner Foxterrier, der seinen Herrn, den Bahnwärter, bei der Arbeit getreulich unterstützt. Kommt ein Personenzug oder Schnellzug vorbei, sitzt der kleine Hund männchenmachend kerzengerade und mit ernsthaftem Gesicht neben seinem Herrn und läßt die Züge an sich vorüberfahren. Die D-Züge liebt er besonders, weil ihm oft aus dem Speisewagen Zucker zugeworfen wird. Da er aber weiß, daß er sich bei einer „Amtshandlung" nicht ablenken lassen darf, wartet er, bis der Zug erst ganz vorübergefahren ist, bevor er sich diese kleinen Belohnungen holt; zu Weihnachten soll es sogar schon einmal ein kleines Wurstpaket gegeben haben. Mit seinem Instinkt für das, was sich gehört, macht er sein Männchen nur bei Personenzügen; rollt ein Güterzug vorüber, begnügt er sich mit gewöhnlichem Stillstehen — auf vier Beinen. Auch bei den Dienstgängen am Schienenstrang begleitet der kleine Terrier seinen Herrn.

Wird der Präsident sie rauchen?

Ein Geschenk sonderlicher Art hat man dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt gemacht, eine Zigarre. Jawohl, eine einzige Zigarre. Dafür hat sie aber auch eine stattliche Größe. Sie ist nicht weniger als 2,3 Meter lang und wiegt 25 Pfund. Das sonderbare Rauchwerk wurde von der Zigarrenindustrie von Tampa anläßlich ihres goldenen Jubiläums hergestellt. Ob der Präsident sie aber rauchen wird, diese größte Zigarre der Welt?

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 27 | 3. April 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben", Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

[26 Fortsetzung]

Dr. Haberland sah Sigrit Sundborg an.

„Reden Sie! — Das ist doch alles richtig? Sie trafen vor Frau Gerdahlens Zimmertür mit Herrn Jobst zusammen. Sie waren sehr erregt. — Sie hatten den Plan natürlich schon lange vorher gefaßt, und da stand mit einem Male Herr Jobst da und überraschte Sie. — Nun?"

Sigrit schüttelte leis den Kopf.

„Ich sage nichts mehr. — Alle lügen Sie ja!"

Dr. Haberland schlug empört auf den Tisch.

„Hören Sie mir mit der Komödie auf! Waren Sie in den Zimmern von Frau Gerdahlen oder nicht?"

„Ja, ich war drin."

„Trafen Sie beim Verlassen der Zimmer Herrn Jobst?"

„Ja, ich traf ihn; aber —"

„Sie haben nur meine Fragen zu beantworten! — Was taten Sie in den Zimmern?"

„Ich suchte meine Tante."

„Sie suchten Ihre Tante! — Die Tante war also nicht drin. — Und dann?"

„Ich ging wieder."

„Was taten Sie noch vorher?"

„Nichts. Ich verließ sogleich wieder das Zimmer."

„Gift gaben Sie in die Wasserkaraffe!"

Er erhielt keine Antwort. Aergerlich drängte er.

„Sprechen Sie weiter, Herr Jobst!"

„Ja, dann waren wir zusammen im Eßzimmer."

„Wie benahm sich Fräulein Sundborg?"

„Sehr aufgeregt. Ihre Augen irrten immer durch das Zimmer, es fiel mir auf. — Das war das Schuldbewußtsein."

„Dann wollten Sie alle ins Teezimmer gehen?"

„Wir erhoben uns gleichzeitig. Frau Gerdahlen ging zunächst mit dem Fräulein allein ins Teezimmer."

„Und wie war es, als Sie dies Zimmer betraten?"

„Das Fräulein füllte gerade noch meine Tasse mit Tee. Ich sah, wie ihre Hände zitterten. Sie war auffällig bleich. — Gleich darauf kamen auch Herr Dr. Gerdahlen und seine Mutter an den Tisch. Wir setzten uns und tranken."

Er schilderte, wie sich nun alles weiter zutrug.

Gespannt folgte Dr. Haberland seinem Bericht. Schließlich ergriff er wieder das Wort.

„Es ist ja alles klar! — Fräulein Sundborg, das Flakon allein überführt Sie ja. Legen Sie sich doch gar nicht mehr aufs Leugnen! Sagen Sie uns die Wahrheit! Hatte Albert Gerdahlen es Ihnen aufgetragen, Ihre Tante zu vergiften? Sagen Sie es uns! Das schwächt Ihre Schuld erheblich ab! — Sie waren das Werkzeug in seiner Hand. Er zwang Sie, seine Pläne auszuführen. — Sagen Sie alles, es ist ja viel besser so! Sie können dann mit einer sehr milden Strafe rechnen. — Sie sind noch sehr jung, unerfahren, das entschuldigt vieles. — Also reden Sie ganz offen!"

Sie sah ihn groß an, und ihre Stimme war ganz klar.

„Immer Alberts Schuld! — Alles, was geschieht, soll er getan oder angestiftet haben! — Er ist aber ohne Schuld, und ich bin es auch. — Suchen Sie lieber die wahren Täter, als daß Sie auf die Lügen von Frau Gerdahlen und ihrem Sohn und auf die Großsprechereien dieses Menschen dort hören."

Max Jobst ereiferte sich.

„Das ist denn doch anmaßend! Mir will das Fräulein Vorhaltungen machen!"

Dr. Haberland aber verlor alle Ruhe.

„Was wollen Sie? — Vorhaltungen wollen Sie uns machen? Ratschläge wollen Sie mir geben? Kritisieren wollen Sie meine Maßnahmen! — Sie sind sich wohl noch gar nicht darüber klar, als was Sie vor mir sitzen? — Sie und unerfahren? O nein, Sie sind ganz durchtrieben, eine ganz gefährliche Person!"

Er erhob sich.

„Herr Jobst, das genügt mir für heute. Sie können gehen!"

Er trat ans Telephon.

„Hier Staatsanwalt Dr. Haberland. Lassen Sie mir sogleich den Untersuchungsgefangenen Albert Gerdahlen vorführen. Er soll aber sofort hierhergebracht werden. Mit Handfesselung! Ja, der Mann ist mir zu gefährlich!"

Sigrit sah ihn starr an.

Als Jobst gegangen war, sagte sie:

„Also Fesseln lassen Sie sogar Albert anlegen. — Wie einem Verbrecher!"

Er gab ihr keine Antwort, sondern schrieb eifrig. So vergingen einige Minuten. Dann klopfte es. Ein Aufseher geleitete Albert Gerdahlen mit rückwärts gefesselten Händen ins Zimmer.

Als Sigrit Albert erblickte, sprang sie jäh auf und hielt sich wankend am Stuhl aufrecht.

„Albert!"

Albert Gerdahlen aber sah das Leid auf ihrem Antlitz. Seine Züge verfinsterten sich. Es klang drohend, als er sprach.

„Sie können also nicht genug der Qual finden, Herr Staatsanwalt?! Sie haben Fräulein Sundborg wieder als Zeugin laden müssen, um uns neue Qual zu bereiten. — Sehen Sie nicht, wie Fräulein Sundborg leidet?"

Dr. Haberland lächelte hohnvoll.

„Sehr gut, als Zeugin! — Nein, Fräulein Sundborg ist schon in anderer Eigenschaft hier. — Sie ist gestern abend verhaftet worden, sie ist eine Gefangene!"

Albert Gerdahlen trat dicht an den Tisch des Staatsanwalts.

„Was sagen Sie da? — Sind Sie verrückt geworden?"

Dr. Haberland befahl:

„Mäßigen Sie sich! Wollen Sie sich wieder eine Ordnungsstrafe zuziehen?"

Albert Gerdahlen wandte sich Sigrit zu.

„Er lügt! Sag', daß er lügt!"

Ihre Augen ließen nicht voneinander. Tonlos kam es von ihren Lippen.

„Es ist so, Albert, man hat mich gestern abend verhaftet. Ich war diese Nacht schon im Gefängnis."

Sie schauderte.

„Es ist so schrecklich!"

Seine Stimme klang verändert; sachlich, kalt.

„Weshalb hat man dich verhaftet?"

„Ich soll — versucht haben, Tante Marta zu vergiften."

„Du? — Wann?"

„Gestern abend beim Teetrinken. — Es war plötzlich Gift in ihrem Tee."

„Ah!"

Er fuhr zu Dr. Haberland herum. Seine Augen traten hervor.

„Und das glauben Sie? Diese gemeinen Lügen glauben Sie? Sie haben es gewagt, Hand an dies unschuldige Mädchen zu legen? Sie haben Sigrit Sundborg ins Gefängnis geschleppt! Herr, danken Sie jetzt Gott, daß meine Hände gefesselt sind!"

Dr. Haberland war hinter seinem Schreibtisch zurückgewichen. Er winkte dem Aufseher, und zu Albert gewandt, drohte er: „Lassen Sie sich ja nicht wieder zu Gewalttätigkeiten hinreißen! — Das würde Ihnen übel bekommen! Sie haben schon einmal mich tätlich angreifen wollen! — Denken Sie an die Folgen!"

Rauh lachte Albert Gerdahlen auf.

„Die Folgen? — Was gehen mich alle Folgen an? — Ich verlange, daß man Sigrit Sundborg auf der Stelle freiläßt! Ist denn die ganze Welt verrückt geworden? — Ich rate Ihnen, geben Sie das Mädchen frei!"

Da klangen Sigrits flehende Worte an sein Ohr.

„Nicht so, Albert! — Nicht so! — Laß! — Du kannst mir nicht helfen."

„Ich dir nicht helfen? — Das wollen wir doch noch sehen!"

Der Aufseher packte ihn rauh. Er stieß mit dem Fuß nach ihm.

Da schrie Sigrit angstvoll auf.

„Albert, mäßige dich! Mir zuliebe!"

Er ward ruhiger.

„Dir zuliebe! —"

Wieder wandte er sich dem Staatsanwalt zu.

„Was ist geschehen?"

Der gebot:

„Treten Sie zurück! Benehmen Sie sich anständig! Und vertauschen Sie nicht die Rollen! Sie sind nicht der, der hier Fragen zu stellen hat! — Ich rate Ihnen noch einmal: Lassen Sie Ihre Tobsuchtsanfälle! Es gibt noch andere Mittel, Sie zu bändigen. — Ich kann Ihnen die Zwangsjacke anlegen lassen!"

Und aufs neue bat Sigrit:

„Albert, um alles in der Welt, werde ruhig! Tu's mir zuliebe!"

Da trat er zurück.

„Gut, ich füge mich. — Aber es wird ein Tag kommen, da ich Rechenschaft verlange. Gott gnade euch allen, die ihr Leid über Sigrit Sundborg gebracht habt! Ich sage: Gott gnade euch!"

Dr. Haberland brauste auf.

„Sie sollen Ihre Drohungen lassen!"

Er wandte sich an Sigrit.

„Wollen Sie noch leugnen, daß Sie die Helfershelferin dieses Menschen sind?"

Alber Gerdahlen antwortete an ihrer Stelle.

„Was soll Sigrit Sundborg sein? Wer hat diesen schurkischen Gedanken ausgeheckt? — Sie?"

Dr. Haberland maß ihn verächtlich.

„Die Angst spricht aus Ihnen, Gerdahlen! Sie sehen jetzt das Mädchen mit in den Fall hineingezogen, und da fürchten Sie, daß nun alles an den Tag kommt. — Und es kommt an den Tag! Sie haben gemeinsam mit Sigrit Sundborg die Ermordung Joachim Gerdahlens beschlossen gehabt. Die Erbschaft winkte! Das lockte Sie und Ihre Geliebte, das war es eben —"

„Was ist Sigrit Sundborg?"

„Sie ist Ihre Geliebte!"

Albert Gerdahlen stand wieder dicht vor Dr. Haberlands Tisch. — „Herr! — Sagen Sie das nicht noch einmal! Denken Sie daran, daß meine Hände eines Tages wieder frei sind. Dann werde ich Sie für die Unverschämtheit züchtigen, wie Sie es verdienen!"

Dr. Haberland schrie ihn an.

„Zurück sollen Sie treten! — Frei, frei? Ein Mörder kommt nicht frei! — Wie Sie heute plötzlich reden können, da es sich um das Mädchen handelt! Wirklich staunenswert ist das! — Sie haben das Mädchen angestiftet, Frau Marta Gerdahlen zu vergiften. Geben Sie das zu?"

„Irrsinn ist das!"

„Also Sie haben sie nicht angestiftet. — Dann ist also der Mordplan allein in des Mädchens Hirn gereift."

Hastig fragte Albert Gerdahlen:

„Was für ein Plan?"

„Der, den sie gestern ausführte. Sie hat ihre Tante mit Gift morden wollen. Mit Atropin! — Merken Sie den Zusammenhang? Oder wollen Sie noch leugnen, daß Sie Hand in Hand mit dem Mädchen gearbeitet haben?"

Nach kurzer Pause fuhr Dr. Haberland fort: „Es ist nur schade, daß der Mord nicht gelang. Frau Gerdahlen war zu vorsichtig. — Uebrigens ist das Mädchen der Tat überführt. Da brauchen wir nicht erst lange zu forschen. Herr Jobst hat das Flakon mit dem Gift gefunden. Es war von ihr im Teezimmer unter ihrer Stickerei versteckt worden."

Albert Gerdahlen lachte wild auf.

„Der hat es gefunden? — Dieser blöde Kerl! — In eine Idiotenanstalt gehört der Mensch!"

„Toben Sie nur! Damit schaffen Sie die Tatsachen nicht aus der Welt!"

„Und jetzt?"

„Jetzt? — Was fragen Sie das? Sehen Sie nicht, daß Ihre Helfershelferin jetzt hier ist! Ich beschuldige sie des Mordversuchs an ihrer Tante, ich beschuldige sie der Beihilfe zur Ermordung Joachim Gerdahlens."

Albert Gerdahlens Adern schwollen an.

„Das tun Sie! — Ja, tun Sie es! — Aber lassen Sie nur den Tag der Schwurgerichtsverhandlung kommen! — Dann will ich es hinaus in den Saal schreien! Ich werde nicht wieder stillhalten wie das erste Mal. — Jetzt, da Sigrit Sundborg mit mir leidet, jetzt soll es einen Kampf geben! — Holen Sie nur alle als Zeugen herbei, den tüchtigen Herrn Jobst, Frau Marta Gerdahlen, Herrn Dr. Egon Gerdahlen! Holen Sie sich alle! — Dann sollen Sie es hören! — Ich habe mir mein Hirn in all den Wochen zermartert und zermartert. Ich sann und sann, und immer wieder komme ich zu dem Schluß, und immer gab es nur die eine Lösung für mich. Jetzt aber ist mir alle Mutmaßung zur Gewißheit geworden. — Sigrit Sundborg ist hier, ist gefangen, ist verdächtigt. Ja, nun weiß ich alles! Alle Dinge sind mir jetzt offenbar! — Und das ist gut so!"

Er blickte Sigrit an.

„Halte aus, Sigrit! Laß dich ruhig peinigen! — Halte aus! — Ein Tag kommt, da will ich es in den Schwurgerichtssaal schreien, wo die Schuldigen sitzen!"

Plötzlich aber sank er in sich zusammen.

„Aber beweisen! — Gott im Himmel, wie soll ich es beweisen?"

Fortsetzung folgt.

Opfer weiblicher Eitelkeit

Krokodile, Eidechsen und Schlangen müssen für unsere Schönen ihre Haut zu Markte tragen. Von H. Soldenhoff

Nachdem die holde Weiblichkeit von der unerfreulichen Mode, ihre Kopfbedeckungen durch Federn aller Art, ja ganze ausgestopfte Vögel zu „verzieren", glücklicherweise fast völlig abgekommen ist, hat sie sich einem neuen Bereich der Tierwelt zugewandt, in dem sie jetzt ihre Opfer sucht. Die heute herrschende Vorliebe für Schlangen-, Eidechsen- und Krokodilleder richtet unter den Reptilien Mittelamerikas, Indiens und Indonesiens wahre Verheerungen an. Man schätzt den Verbrauch allein der amerikanischen Fabrikanten, die in der Verarbeitung solcher Häute den ersten Platz einnehmen, alljährlich auf eine halbe Million Schlangen, 750 000 Krokodile und weit über eine Million Eidechsen.

Der Fang der Tiere ist häufig nicht nur sehr beschwerlich, sondern zuweilen auch mit Gefahr verbunden und wäre in dem genannten Umfange ohne die Hilfe Eingeborener überhaupt unmöglich. Krokodile werden meist nachts gejagt. Drei Meter lange, mit je drei Mann besetzte Boote mit einer helleuchtenden Azetylenlampe am Bug gleiten lautlos durch die stille Nacht. Der blendende Schein fesselt die Aufmerksamkeit des Reptils, das unbeweglich liegen bleibt, bis das Boot in unmittelbarer Nähe ist. Jetzt greift einer der Ruderer zu einem harpunenartigen Speer und jagt die Waffe tief in den Hinterkopf des Tieres. Selten ist dieses gleich tot; handelt es sich um ein sehr großes und kräftiges Exemplar, so bedarf es meist sogar noch einer zweiten Harpune, ehe es, von seinen vergeblichen Befreiungsversuchen erschöpft, an das Boot herangezogen und mit Axthieben oder Messerstichen getötet werden kann. Der Kadaver wird auf eine nahe Sandbank geschleppt und später bei Tageslicht enthäutet.

Dabei wendet man zwei verschiedene Verfahren an, je nachdem, ob man die weiche Haut der Unterseite und der Flanken für Schuhe und Taschen oder den narbigen, hornartigen Rücken für Handkoffer und dergleichen gewinnen will. Die abgezogene Haut wird gesalzen, zusammengerollt und zum Versand in grobe Leinwand verpackt. Das Fleisch des Krokodils soll eßbar sein, aber selbst die Eingeborenen scheinen keinen großen Wert auf diese Delikatesse zu legen. Zuweilen gewinnt man aus ihm ein Oel, das gegen rheumatische Schmerzen helfen soll.

Die Eidechsen, deren Haut sich zur Verarbeitung eignet, kommen vorzugsweise aus dem Fernen Osten; es sind eine Land- und eine Wassereidechse aus Indien sowie die geringelte Eidechse aus Java, alle ungleich größer als die bei uns heimischen Arten. Die Jagd auf Landeidechsen bildet die Beschäftigung ganzer Familien der niederen Kasten. Sobald die Eingeborenen festgestellt haben, wo eins der munteren Reptilien haust, warten sie geduldig, bis es heraus kommt; der Fang ist dann einfach. Die Haut wird so abgezogen, daß die Bauchteile unverletzt bleiben.

Schwieriger ist die Jagd auf die im Wasser lebenden Arten, die in den Sundarbanen, den Sumpfwäldern im Gangesdelta, in Massen vorkommen. Verfolgt, flüchten die Tiere auf hohe Bäume, aber die Eingeborenen sind so erpicht auf sie, daß sie sich selbst die Mühe machen, solche Bäume umzuhauen, nur um der schnellen Eidechse habhaft zu werden.

In Java, wo Eidechsen vielfach als Haustiere gehalten werden, weil sie Ratten und kleine Schlangen töten, hat man bereits Schutzbestimmungen für die reizenden Tiere geschaffen. Nur eine bestimmte Anzahl ist freigegeben, die mit der Hand ergriffen und am Schwanze so lange im Kreise herum geschwungen werden, bis sie bewußtlos sind, worauf ein Schlag auf den Kopf sie erledigt. Die Haut wird entweder im Schatten getrocknet, bis sie steinhart geworden ist, oder oberflächlich gegerbt, zuweilen auch eingesalzen. Die endgültige Bearbeitung erfolgt in allen Fällen erst am amerikanischen oder europäischen Bestimmungsort.

Auch in Indien hat man bereits, allerdings aus anderen Gründen, Schutzbestimmungen für Eidechsen erlassen. Die Tiere sind nämlich die schärfsten Feinde mancher Giftschlangen, wie der Kobras, und seit ihnen so stark nachgestellt wird, hat sich die Zahl der an Schlangenbissen Gestorbenen außerordentlich erhöht.

Von den Schlangen ist gerade die, deren Haut sich zur Verarbeitung am besten eignet, völlig harmlos, ungefährlich und leicht zu fangen. Es ist die Karung, eine in Siam, auf Java und Borneo lebende Wasserschlange. Sie bringt ungleich anderen Schlangen bis zu 24 lebende Junge zur Welt, die in sechs Wochen ausgewachsen sind und eine Länge von ein bis drei Metern erreichen. Früher griff man die Karung einfach mit der Hand — eine bei dem glatten, schlüpfrigen Körper nicht ganz leichte Sache —, heute hat die steigende Nachfrage zur Einführung besonderer Fangnetze geführt. Beim Abziehen achtet man darauf, den Rücken nicht zu verletzen; dann wird die Haut gesalzen und verschifft. — Weniger beliebt als die Karung ist die Anakonda, gleichfalls eine Wasserschlange, die zwar eine Länge von zehn Metern und einen Umfang von einem Meter erreicht, so daß ihr Fang an sich besonders lohnt. Aber wie alle großen Schlangen hat auch die Anakonda eine rauhere, gröber geschuppte Haut, die sich für feinere Bearbeitung nicht eignet. Man fängt diese Riesenschlangen in der Weise, daß ein totes Ziegenlamm als Köder ausgelegt wird. Sobald die Anakonda die Beute hinunter gewürgt hat und dann fast unbeweglich und wehrlos daliegt, läßt sie sich ohne Mühe töten.

Von den Giftschlangen liefert die Königskobra wertvolles Leder; obwohl sie den Hindus als heilig gilt, kommt ihre Haut doch häufig auf den Markt. Ueber die Fangmethoden des im tiefsten Dschungel lebenden Reptils ist kaum etwas bekannt.

Das aus Eidechsen- und Schlangenhäuten gewonnene Leder ist trotz seines geringen Gewichts außerordentlich stark. Beim Gerben ersetzt man das häßliche, dunkle Pigment durch eine passende Anilintönung, wodurch das Leder, ohne seine natürliche Zeichnung zu verlieren, eine besondere Schönheit erhält. Die Bearbeitung umfaßt bis zu 18 einzelne Vorgänge; genannt seien nur die gründliche Reinigung, das Entfernen der Schuppen (bei Schlangen), das Einweichen und Aufquellen der Haut. Dann folgt die Lohe- oder die mineralische Gerbung, zuweilen auch eine Kombination beider. Hat das Leder die gewünschte Färbung erhalten, so wird es noch satiniert, wodurch es den beliebten Glanz bekommt, und ist jetzt marktreif. Darauf dauert es nicht lange mehr, bis es als Schuh, Gürtel oder Handtasche von der holden Weiblichkeit spazieren geführt wird.

Genau eine siebentel Sekunde!

So lange dauert ein Augenaufschlag.

Ein einziger Augenaufschlag hat schon manchesmal über menschliche Schicksale entschieden. Daß ein schönes Mädchen die Augen aufschlägt, hat schon genügt, einen jungen Mann zu entwaffnen und für das Leben zu besiegen. Wir sprechen von Liebe auf den ersten Blick.

Liebende legen sich keine Rechenschaft davon ab, wie schnell es gegangen ist, aber die Wissenschaft hat auch dieses Problem ergründet und festgestellt, daß so ein Augenaufschlag sich in einer siebentel Sekunde vollzieht. In diesem siebenten Teil einer Sekunde kann also der Aufschlag eines Augenpaares über das Schicksal zweier Menschen entscheiden.

Glücklicherweise jedoch hat nicht jeder Augenaufschlag schicksalsschwere Bedeutung. Unsere wachen Augen machen vielmehr in jedem Augenblick einen Aufschlag, ohne daß wir uns dieser rastlosen Arbeitsleistung und der Geschwindigkeit mit der sie sich vollzieht, bewußt werden.

Eine siebentel Sekunde ist gewiß eine knappe Zeit, und doch ist die Geschwindigkeit eines Augenaufschlags nur gering und wird von anderen Bewegungen um ein Vielfaches übertroffen. Im Wettlauf um die Geschwindigkeit innerhalb des menschlichen Körpers machen unsere Nerven allemal das Rennen. Die Geschwindigkeit der Nervenleitung ist nämlich fünfmal schneller als die Geschwindigkeit, mit der unsere Augen einen Aufschlag machen können. Ein Reiz auf die Haut wird schon nach einer dreiunddreißigstel Sekunde von der Nervenzentrale im Gehirn aufgezeichnet.